

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2012

Vormärz
und Philhellenismus

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Birgit Bublies-Godau (Dortmund), Claude Conter (Luxemburg), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Gustav Frank (München), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2012
18. Jahrgang

Vormärz und Philhellenismus

herausgegeben
von
Anne-Rose Meyer

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2013
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-946-0
www.aisthesis.de

es Inge Rippmann, die verschiedenen Themen und Aspekte seines Schreibens „unter den eigenen Stichworten ihres Autors kaleidoskopartig in den Blick zu nehmen“ (siehe Einleitung S. 10) und auf diese Weise in der Tat Neugierde auf noch mehr Börne-Texte zu wecken. Wenn Letzteres gelänge, wäre dies umso erfreulicher, vor allem auch deshalb, weil es dem „Exilpariser und Demokraten Börne“ beinahe zum zweiten Mal nach seiner Tabuisierung im Dritten Reich verwehrt wurde, „in Blickfeld und Bücherschrank des deutschen Bildungsbürgers zu gelangen“ (siehe Einleitung S. 8). Nur der Privatinitiative eines kleinen Verlegers und dem Engagement des Herausgeberehepaars Inge und Peter Rippmann ist es zu verdanken, dass überhaupt eine „erste vollständige, wenn auch fehlerhafte, inzwischen längst vergriffene Ausgabe der Schriften und Briefe Börnes“ erscheinen konnte (siehe Einleitung S. 8). Eine Neuedition, vor allem auch seines berühmtesten Werkauschnitts, der Briefe aus Paris, wird daher noch immer vermisst. So kann man die hier vorliegende Auswahl von repräsentativen Börne-Texten auch als überaus geeignetes und begrüßenswertes Werbemittel und Plädoyer für eine solche Neuedition verstehen.

Wolfgang Obermaier (Bad Pyrmont)

Ludwig Börne / Jeanette Wohl: Briefwechsel (1818-1824). Edition und Kommentar. Hgg. von Renate Heuer und Andreas Schulz. Berlin/Boston: De Gruyter, 2012

Wenn ich in Deutschland lebe, lebe ich nur in Deutschland, und das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, in Berlin. Bin ich aber in Paris, so bin ich in ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erst, daß man keine festgewurzelte Pflanze ist, sondern daß man Beine hat. (S. 155)

„Was nach dem Zweiten Weltkrieg mit Hilfe der ‚Vaterstädte‘ Düsseldorf und Hamburg für Heinrich Heine gelang, die Finanzierung von Forschung und Edition des Werks eines im ‚Dritten Reich‘ Verfemten (oder Totgeschwiegenen), blieb dem bescheideneren Nachlass Ludwig Börnes versagt. Die Geburtsstadt Frankfurt setzte andere Prioritäten.“ Mit diesem Hinweis auf die beklagenswerte Editions-geschichte der Werke Ludwig Börnes, der allgemein als Wegbereiter des modernen Feuilletons und des politischen Journalismus angesehen wird, leitet die Börne-Editorin Inge Rippmann ihr zum 175. Todestag des Autors erschienenenes Börne-Lesebuch ein.

Inzwischen sind seit dem Erscheinen der von Inge und Peter Rippmann herausgegebenen fünfbändigen Ausgabe „Sämtlicher Werke“ (1964-1968) fast 50 Jahre vergangen, eine Zeitspanne, in der textkritisch neu erarbeitete Ausgaben von Briefen oder Werken Ludwig Börnes an einer Hand abgezählt werden können.

Nahezu unbemerkt wurde jedoch im Mai 2008 im der Frankfurter Johann Wolfgang Goethe Universität angegliederten Archiv Bibliographia Judaica e.V. eine Börne-Briefausgabe vorbereitet, deren nun vorliegender erster Band die Korrespondenz von Ludwig Börne mit Jeanette Wohl der Jahre 1818 bis 1824 enthält. Gefördert wurde dieses Projekt durch das Dezernat für Kultur und Wissenschaft der Stadt Frankfurt und die Stiftung „Polytechnische Gesellschaft“ Frankfurt am Main. Unter der Projektleitung von Prof. Dr. Lothar Gall (Historisches Seminar der Frankfurter Goethe-Universität) sowie den Herausgebern Dr. Renate Heuer (Leiterin des Archiv Bibliographia Judaica) und Prof. Dr. Andreas Schulz arbeiteten Rashmi Arora, Jürgen Eglinsky und Claudia Hahn an der Transkription der Briefe und der Erstellung eines Kommentar-Apparates.

Wenn man das Vorwort des fertiggestellten Bandes genau liest, scheint eine wünschenswerte Fortführung dieses Editionsprojekts allerdings bisher finanziell nicht gesichert zu sein.

Die edierten Briefe stammen aus dem Nachlass Ludwig Börnes, der sich im Besitz der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt befindet und der ca. 90% des handschriftlichen Nachlasses des Autors enthält. Dabei besteht der größte Teil des Börneschen Werkes aus seiner Korrespondenz mit Jeanette Wohl oder ist zumindest von ihr inspiriert, war sie es doch, die den Freund Ludwig Börne zu seinem Hauptwerk, den „Briefen aus Paris“, ermutigt hat. Der handschriftliche Bestand des Briefwechsels zwischen Börne und Jeanette Wohl, der durch Risse und Tintenfraß stärker beschädigt war, wurde, wie Dr. B. Tönnies, der Leiter der Handschriftenabteilung der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt, mitteilte, 2008 im Zusammenhang mit der geplanten Edition der Briefe aus Mitteln der Kulturstiftung der Länder restauriert und anschließend vollständig digitalisiert.

Von 1816, als beide sich in Frankfurt kennenlernten, bis zu Börnes Tod 1837 war Jeanette Wohl seine wichtigste Bezugsperson. Sie war zugleich oder abwechselnd ‚Muse und Geliebte‘, ‚mütterliche Freundin‘ und ‚literarische Agentin‘ im heutigen Sinne. Die komplizierte Beziehung beider spiegelt sich schon in der Briefanrede. Sie beginnt unverfänglich mit „Freundin“ und wechselt im weiteren Verlauf des Briefwechsels zwischen, „geliebte Seele“,

„ehrwürdige Matrone“, „Mama“, „Stiefmütterchen“, „Tochter Israels“, „Cousine“, „Engel“, „Kamerädin“, „liebes Kind“, „mein Weibchen“ und „Frau“ und machte alle Stadien von erklärter Liebe, Hochzeitsplänen, geschwisterlicher Vertrautheit, aber auch von unterstützender Planung einer literarischen Karriere bis zur geschäftstüchtigen Unterstützung durch. Wie weit die Abhängigkeit Börnes von Jeanette Wohl tatsächlich ging, lässt die Grußformel vieler Briefe aus den frühen 20er Jahren ahnen. Börne zeichnet ab Ende Mai 1820 häufig mit „Dr. Börne, geb. Wohl“. Auf eine Nachfrage seiner Freundin, ob er diese Grußformel auch an andere Briefpartner verwende, spottet er im Antwortbrief vom 22. Oktober 1821: „Warum schreiben Sie mir nie Wohlgebohren? Bei mir ist das doch kein leeres Wort, denn ich bin doch wirklich, wie ich mich unterschreibe, ein Wohl=Gebohrner. Ueber Ihre Besorgnis, daß ich in der Zerstreung einmal diese Umschrift auch gegen Fremde gebrauchen möchte, habe ich lachen müssen wie die seligen Götter im Olymp.“ (S. 227) In einigen wenigen Briefen, mit denen er auf strenge Aufforderungen Wohls reagiert, unter allen Umständen das Zeitschriftenprojekt „Die Wage“ weiterzuführen, ersetzt er seine Unterschrift durch „Dr. Börne, geb. Wage“. Der Briefwechsel dokumentiert eindrucksvoll das Schwanken Börnes zwischen enormen literarischen Aktivitäten, zwischen strategischen Versuchen, Mitarbeiter unterschiedlicher Zeitungen zu werden, ohne jedoch eine ihm angebotene redaktionelle Verantwortung zu übernehmen, und zwischen von ihm selbst brieflich konstatiertes „Faulheit“. Auf der anderen Seite informieren die Briefe von Jeanette Wohl über ihre vielfältigen Versuche, Börne zu vermarkten. Immer wieder fordert sie ihn auf, belastbare Verträge mit Cotta abzuschließen und das begonnene Zeitschriftenprojekt „Die Wage“ weiterzuführen. Schließlich beginnt sie schon in den 1820er Jahren, Börnes Briefe redaktionell für eine spätere Publikation zu bearbeiten.

Der erste Band des Briefwechsels zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl enthält mit 183 Briefen ein knappes Drittel der über 700 überlieferten Briefe. Wenn man das „Verzeichnis der Briefe“ kurz durchblättert, fällt als erstes eine ca. anderthalbjährige Lücke im Briefwechsel zwischen dem 15. Juni 1822 und dem 17. März 1824 auf. Doch fehlen hier nicht etwa Briefe, sondern Ludwig Börne und Jeanette Wohl hielten sich zu dieser Zeit gemeinsam in Paris auf. Auch andere, eher kürzere Intervalle, in denen der Briefwechsel aussetzt, gehen darauf zurück, dass beide Briefpartner diese Zeiträume gemeinsam verbrachten.

Knapp zwei Drittel der Briefe stammen aus der Feder von Börne (115) und 68 Briefe von Jeanette Wohl. Vergleicht man diese Zahl mit den bis-

herigen Ausgaben – die Ausgabe „Sämtlicher Schriften“ (Rippmann) teilt aus dem entsprechenden Zeitraum nur 22 erheblich gekürzte Briefe von Jeanette Wohl an Börne mit – so wird augenfällig, worin ein besonderes Alleinstellungsmerkmal der vorliegenden Edition begründet liegt. Zum ersten Mal werden sämtliche Briefe von Jeanette Wohl, die bisher nur in gekürzten Fassungen (vgl. auch die 1907 von Elisabeth Mentzel herausgegebene Ausgabe der Briefe Jeanette Wohls) vorlagen, vollständig publiziert. Gemeinsam mit den Briefen von Ludwig Börne werden sie in neuerarbeiteten Transkriptionen in einer textzuverlässigen Form präsentiert.

Dabei stellen Jeanette Wohls Briefe nicht nur einfach eine Ergänzung zu Börnes eigenen Briefen dar, sondern sie sind bedeutende Dokumente einer privaten Beziehung, die weit über den Bereich persönlicher Mitteilungen hinausgehen. Zeigen sie doch, welche Rolle Jeanette Wohl als „Muse“ und Literaturagentin, aber auch als mehr oder weniger verständnisvolle Beraterin in vielen wenn nicht gar allen Fragen der praktischen Lebensführung – bis zur Anschaffung passender, aber günstiger Kleidung – innehatte. Am 11. Mai 1822 beginnt Börne seinen Brief völlig euphorisch mit Beschreibung seines Gefühlszustands nach Erhalt von mehreren Briefe der ‚geliebten Freundin‘: „Innerhalb 24 Stunden habe ich 3 Briefe von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch nie gewesen.“ (S. 538)

Die Editionsrichtlinien, soweit sie die Textherstellung betreffen, entsprechen mit geringfügigen Abweichungen den heute üblichen Standards bei Briefeditionen aus dem Bereich der neueren Literaturwissenschaft. „Die Transkriptionen“, so die Herausgeber, „folgen weitgehend diplomatisch getreu dem Original: Orthographie, Interpunktion und grammatikalische Eigentümlichkeiten blieben unangetastet“ (S. LXXIV). Grundsätzlich wurde auf eine Trennung von Text und Apparat verzichtet. Anmerkungen zu den einzelnen Briefen erfolgen jeweils am unteren Seitenrand. Dabei wird durch unterschiedliche Zeichensysteme unterschieden zwischen Einzelstellenerläuterungen und textkritische Mitteilungen, in denen sämtliche Eingriffe der Editoren nachgewiesen werden.

Leider scheint auch bei dieser Briefedition der übliche Blocksatzzwang eine „weitergehende“ Authentizität der Textgestalt verhindert zu haben. Denn eine Neuedition, die versucht die Briefe möglichst so zu präsentieren, wie sie der Briefempfänger wahrgenommen hat, hätte den Zeilenfall des Brieftextes nachbilden müssen. Zumal die Herausgeber in ihren Editionsrichtlinien es als ihr Haupanliegen bezeichnen, einen „möglichst authentischen Text zur Verfügung zu stellen, der das Original so gut als möglich

abbilden bzw. die Historizität der Texte sichtbar machen soll.“ (S. LXXV) Immerhin, die Unterteilung der Briefe in Absätze wurde im Gegensatz zur Praxis bei den bisherigen Editionen dem Original nachgebildet. Warum allerdings der Blattwechsel nicht im Fließtext angezeigt wird, ist nicht recht nachvollziehbar. Eine auch vom gehobenen Preisniveau eher für ein kleineres wissenschaftlich interessiertes Publikum gedachte Edition, hätte bei der Textgestaltung konsequenter verfahren können.

Zudem hätten die Editoren einige Faksimiles von Brieforiginalen der Briefpartner, die ja sämtlich in digitaler Form vorliegen, beilegen sollen. Und dies nicht nur zur Illustration, sondern im ureigenen Interesse derjenigen, die die Herkulesarbeit der Transkription der Börnischen Briefe übernommen haben.

Auch wenn die Neuedition endlich verlässliche Brieffassungen präsentiert, muss doch darauf hingewiesen werden, dass die Editoren in wenigen Einzelfällen zumindest die wenigen in die Brieftexte von Börne integrierten Zeichnungen hätten abbilden sollen. In seinem Brief vom 16. März 1822 hat Börne mit brauner Tinte eine Zeichnung am unteren Blattrand angefügt, auf der ein an einem Baum hängender Selbstmörder dargestellt ist. Rechts daneben hat Börne ein achtzeiliges Gedicht notiert, in dem er auf die große Geldnot des Verfassers der „Wage“ anspielt: „Wandrer steh' und Weine! / Diese schlotternden Gebeine, / Sind dem Verfasser der Wage. / Nicht Krankheit noch Liebesplage, / Nur zeitiger Mangel an Geld / Führten mich aus dieser Welt / Hätt' man mir 100 fl. gegeben / Wär' ich heute noch am Leben.“ – In den „Sämtlichen Schriften“ (Rippmann) ist diese Zeichnung abgebildet, darunter stehen Börnens die Zeichnung erläuternde Verse, wenn auch nicht positionsgetreu. Auch andere kleinere Zeichnungen fehlen leider und die editorischen Hinweise bzw. Beschreibungen in den Anmerkungen können diesen Mangel nicht ersetzen. Besonders in Börnens Brief vom 26.-29. August 1821 (Brief 34), in dem er einen ‚Kleinkrieg‘ mit seinem „unorthographischen Engel“ (J. Wohl) um die Rechtschreibung einzelner Wörter führt, geht die Pointe des Briefschlusses völlig verloren. Nicht befriedigend gelöst wurde das Problem bei einer rein chronologischen Anordnung des Briefwechsels, für den Leser nachvollziehbar zu machen, welche Briefe aufeinander antworten. Ein kleiner Verweis im standardisierten Briefkopf oder ein Hinweis in den Anmerkungen auf die Briefnummer des Antwortbriefs bzw. auf einen evtl. fehlenden Antwortbrief wäre ein Schritt in eine größere Benutzerfreundlichkeit gewesen.

Die Einzelstellenkommentare bieten wesentliche Informationen, die das historische Umfeld des Briefwechsels erhellen. Wichtige Hintergrund-

informationen zum privaten Umfeld der beiden Briefpartner, zu Personen und Ereignissen aus dem politischen und kulturellen Leben helfen auch verschlüsselte Anspielungen und abgelegene Berichte von Börne und Jeanette Wohl in den werkhistorischen Kontext einordnen zu können. Eine besondere Rolle spielt dabei das für Börnes literarisches und journalistisches Schaffen so wichtige zeitgenössische Literatur- und Theaterleben an den jeweiligen Aufenthaltsorten von Frankfurt über Stuttgart bis zur europäischen Metropole Paris. Dabei gelingt den Herausgebern in erfreulichem Maße, eine nicht immer einfache Ausgewogenheit zwischen notwendiger Information und gebotener Knappheit einzuhalten.

Die werkbiographische Einordnung des vorliegenden Briefwechsels, die Andreas Schulz in seinem klugen Vorwort vornimmt, kann der geneigte Leser nachvollziehen. „Nach eigenem Bekunden“, so betont Schulz, „entwickelte Börne sich im Jahrzehnt zwischen Restauration und Pariser Julirevolution 1830 vom gemäßigten Liberalen zum entschiedenen Republikaner.“ (S. XLV) Börnes Eintreten für Demokratie und Pressefreiheit erregte in den 1830er Jahren zunehmend den Argwohn der Zensur, der er mit Satire und Witz begegnete. In den berühmten „Briefen aus Paris“ seziert Börne seine Gegenwart mit scharfem Blick und verknüpft in seiner literarischen Produktion Literaturkritik mit Zeitdiagnose. Seine eigenständige publizistische Laufbahn jedoch beginnt, und das zeigt der Briefwechsel mit Jeanette Wohl nachdrücklich, mit der eigenen Zeitschrift „Die Wage“ (ab 1818), in deren „Ankündigung“ Börne sich für eine Erneuerung der Kritik stark macht.

Wie schwierig es für Ludwig Börne war, im Herbst 1819 im Frankreich der Restaurationszeit, als Journalist Fuß zu fassen, zeigen nachdrücklich die sieben Briefe aus Paris an Jeanette Wohl. „So werde ich wohl ein Jahr nöthig haben, um im Französischen die nöthige Fertigkeit zu erwerben. [...] Ich habe einen guten Grund von französischer Sprachkenntnis, nur ist es alle aus Mangel an Uebung wie eingefroren“ (S. 58/60), schrieb er Anfang November 1819. Auch schmeckt ihm das Essen in den Pariser Restaurants nicht: „Alles so gesalzen, so überwürzt“; auch der „Wein ist schlecht, oder man müsste vom theuersten nehmen.“ Das Sprachproblem hat sein jüngerer Schriftstellerkollege Heinrich Heine, der in einem ähnlichen Alter, aber erst über ein Jahrzehnt später im Mai 1831 nach Paris umsiedelte, anders gelöst: „Mit dem Französischen haperte es etwas bey meiner Ankunft; aber nach einer halbstündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Passage des Panoramas ward mein Französisch, das seit der Schlacht bey Waterloo eingerostet war, wieder flüssig.“ („Geständnisse“) Und seinem

Freund Christiani gibt er im Juli 1833 den Tipp: „Was mich betrifft, so fehlt es mir auch nicht an [...] Uebung im Französischen. Was das aber eine große Uebung ist, die man durch die Französisinnen erlangt, das ist was außerordentliches! [...] Die Schwierigsten Conjugationen werden einem fast spielend beygebracht.“ Ludwig Börne hingegen fühlt sich bei seiner ersten Stippvisite in Paris zunehmend „unglücklich“. Ohne seine Freundin, verlaufen die Tage „einförmig“ und er gesteht Jeanette Wohl: „Sie waren die Hälfte meines Geistes, und diese Hälfte ist von mir gewichen.“ (S. 69) Nachdem ein in Paris geplantes Zeitungsprojekt endgültig gescheitert ist, beschließt Börne, seinen Parisaufenthalt abzubrechen. Am 14./17. November 1819 schreibt er an seine Freundin: „Ich fühle mich täglich unbehaglicher, und ich muß nach Hause zurück. Dazu bin ich fest entschlossen, und ich werde in wenigen Tagen abreisen.“ (S. 71)

Bernd Füllner (Düsseldorf)

Anne Stähr: „...eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz ...“ Ironische Inszenierung der Geschlechter in Heinrich Heines Lutezia. Bielefeld: Aisthesis, 2012.

„Heine entwirft in der *Lutezia* ein Bild der europäischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die in zunehmendem Maße von Imagines des ‚Anderen‘, Devianten, Fremden und Exotischen beherrscht wird.“ Anne Stähr geht in ihrer Studie, mit der sie 2011 an der Humboldt-Universität zu Berlin promoviert wurde, davon aus, dass diese Kategorien des Anderen jeweils geschlechtlich kodiert sind und untersucht sie im Zusammenhang des Geschlechterdiskurses im 19. Jahrhundert. Dabei konzentriert sie sich zum einen darauf, „auf welche Weise die Kategorie ‚Geschlecht‘ im Text hergestellt wird, welche Modifizierungen sie durchläuft und wie sie sich konstituiert“ (S.82); sie zeigt, wie diese mit weiteren Kategorien des ‚Anderen‘, wie des Jüdischen, des Orientalischen oder der von der Norm abweichenden Körperlichkeit, ineinander verschränkt ist und deckt zum anderen auf, wie Heine bestimmte Bilder und Klischees aus diesen Bereichen mit verschiedenen Spielarten von Ironie aushebelt oder zumindest in Frage stellt. Ironie wird dabei als Moment der Dekonstruktion verstanden, das die „Unhaltbarkeit starrer Kategorien deutlich macht.“ (S.135)

Ihrem diskursanalytischen Ansatz geschuldet fragt sie nicht in erster Linie nach der Intention der Texte, sondern zeigt durch Erhellung zahlreicher